

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 10

Artikel: Das Lautbild der Welt

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nichts vorgefallen. Aber heute habe ich mit Gretl gesprochen. Ich habe sie direkt gefragt, ob sie Flitt gern möge und ob sie ihn heiraten möchte. Du kannst dir denken, sie lachte mich natürlich erst aus und gab gar nichts zu. Ich fing nun an, Flitt ein bisschen lächerlich zu machen, als ob er überhaupt nicht in Betracht kommen könnte. Da ist Gretl plötzlich ganz ernst geworden und hat so vor sich hingesehen und zu mir gesagt, so nachsichtig wie zu einem dummen zehnjährigen Buben: „Aber meinst du nicht, Geroldchen, irgend einmal muß es doch kommen? Oder willst du eine alte Jungfer zur Schwester haben?“ Das ist viel gesagt nicht wahr? Ich habe nun gar nichts mehr antworten können; denn jetzt ist es klar, daß sie selber will. Es ist begreiflich, nicht, daß sie heiraten möchte, so wie sie erzogen ist?“ Gerold schwieg und runzelte die Stirn: „Aber wo kann ich nun die Sache anpacken?“ fuhr er nach einem Augenblick fort. „Soll ich Gretl ärgern und verlezen? Und ich habe ja nichts Tatsächliches gegen ihn vorzubringen! Und doch weiß ich, er ist nicht der Rechte für sie. Gretl ist biegsam und auch ein bisschen träge: sie wird eben so langsam vertrocknen neben ihm.“

„Und du bist sicher, daß Siegfried im Geheimnis ist?“

„Oh, das ist ganz zweifellos. Papa konsultiert ihn sofort, wenn er so etwas merkt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Verirrten.

Ein Bienlein hatte sich einmal verirrt,
Kam in ein dumpfes Zimmer geschwirrt,
Wo ein paar Schreiberseelen saßen
Und ob ihren Zahlen alles vergaßen.
Es waren vergrämte, steife Gesellen,
Gepfört und verknöchert in staatlichen Stellen,
Die sich keinen Deut um anderes scheerten
Als um den Zahltag, den geizig begehrten,
Und dann tagtäglich um ihre Register
Als ausgeprägte Tintenphilister.

Doch in demselben, dumpfen Zimmer
Sah mit der Jugend rosigem Schimmer
Ein junges, flinkes Tippmamsellchen,
War recht zufrieden mit ihrem Stellchen,
Und hämmerte fleißig die weißen Tasten
Auf einem älteren Klapperkasten,
Einer verbrauchten Schreibmaschine.

Jetzt schimpfte der eine: „Die freche Biene,
Was hat die bei uns herinnen zu suchen?“
Und noch ein anderer begann zu fluchen:
„Schlagt sie doch tot, dann hat sie den Lohn
Für meine gestörte Addition.“
Das Bienlein aber spreizte die Flügel,
Flog über Bücher und Altenhügel
Und schnupperte suchend im Zimmer umher:
„Wie das hier duftet, so süß und so schwer!“
Dort auf des Tippmamsellchens Platz
Standen Blumen von ihrem Schatz,
Die hatte sie heimlich und zeitig am Morgen
Sorgsam in einem Glase geborgen.
Die Schreiber hatten gelacht und geschmäht.
Die Blumen aber wurden erespäht
Vom Bienlein. Das däuchte sich ganz daheim,
Raffte den Goldstaub und nipppte den Seim,
Redete behutsam die Fühler und Glieder
Und ließ auf dem Strauß sich häuslich nieder.

Da hauste ein etwas durch die Luft,
Dicht vorbei an Blumen und Duft.
Ein Schreiber, den das Bienlein verdroß,
Brauchte als hölzernes Wurfgeschöß
Ein Lineal, doch traf er daneben.
— Beinahe ging es dem Tierchen an's Leben —
Das Bienlein aber, das duftverwirrte,
Scheu und suchend im Zimmer irrte,
Bis es dann letzten Endes noch
Das Schreibmaschinen-Farbband roch
Und, während einen neuen Flor,
Sich in dem Innern des Raftens verlor.
Wie zitterten seine zarten Flügel
Vor Walzen und Schrauben, vor Hebel und Bügel,
Vor dem Geßlapper und dem Geſause
Im vielverzweigten Räderhause.
Ob seinem ängstlichen Surren und Summen
Ließ das Mamsellchen die Tasten verstummen,
Hob die Maschine, und ... auf und davon
War auch das Bienlein durchs Fenster schon —
Das Mägdlein schaute ihm sehnd nach.
Sein Sinnens flog mit über Gasse und Dach
Und fand sich schließlich, verstoßen und sahle,
Dort ein, wo einer ihrer gedachte.
Dann tippte sie weiter und seufzte schwer:
„Bienlein, du passt nicht hierher.
Auch mir mißfällt dies dumpfe Zimmer.
Mir fehlt die Sonne und heiterer Schimmer,
Denn von den kahlen Schreiberseelen
Kann mir doch keiner ein Lachen stehlen.
Wir haben uns beide hieher verirrt.
Du bist nun wohl längst in's Blaue geschwirrt
Und lehrst zum Häuschen, das blumenumstümmt
Unter dem Apfelbaum träumt,
Und freust unter guldinem Baldachin
Dich deiner feinen Königin.
Bald schlägt es sechs. Dann pack' ich zusammen,
Schon seh' ich draußen den Abend flammen,
Von weitem aber, am heimischen Platz,
Lacht einer mir zu, das ist mein Schatz.“

Ernst Oser.

Das Lautbild der Welt.

Es gibt Erfindungen, die in ihrer Auswirkung das Weltbild verändern. Denken wir nur an James Wattes Dampfmaschine oder an Morses Schreibtelegraphen, an Röntgens X-Strahlen oder auch an Marconis drahtlose Telegraphie. Die Dampfmaschine brachte die Ära der Maschinen und des Verkehrs mit den Großstädten und Arbeiterheeren, mit dem Kapitalismus und den Riesenkriegen. Alle nachfolgenden Erfindungen ordneten sich in diese Entwicklungsreihe ein und beschleunigten deren Ablauf. Eine Erfindung der jüngsten Vergangenheit scheint eher konservierende als umstürzende Wirkung zu haben: Edisons Phonograph.

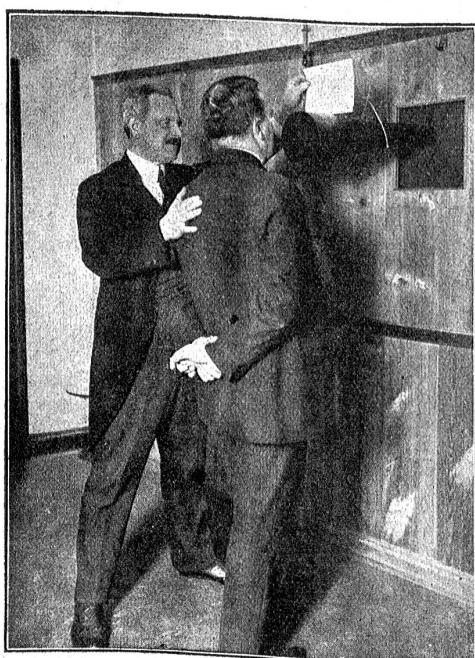
Der Phonograph ist, wie schon der Name andeutet, mit dem Photographen verwandt. Die deutsche Übersetzung sagt das noch deutlicher; der Lautschreiber hält Lautindrücke fest und gibt sie wieder, der Photograph tut das gleiche mit Lichteindrücken; nur daß das erste Wort eigentümlicherweise den Apparat selbst, das zweite den Handhaber des Apparates bezeichnet. Wenn also der Photograph einen mit dem Auge wahrnehmbaren Zustand auf eine photographische Platte und dann auf photographisches Papier bannt, um ihn für spätere und späteste Geschlechter aufzubewahren, so kann der Phonograph ein Lautbild konservieren; er kann ein akustisches Geschehen, das sonst unwiederbringlich und unrekonstruierbar verhallen und vergehen würde, allen künftigen Zeiten überliefern. Im Prinzip we-

nigstens. Wie man weiß, handelt es sich bei der gegenwärtigen Form des Phonographen hauptsächlich um musikalische und rhetorische Leistungen, die auf der Phonographenplatte verewigt werden. Auch das „verewigt“ ist cum grano salis zu nehmen. Immerhin 10,000 Jahre sollen nach Aussage der Fächermänner die heute konstruierten Platten dauern; möglicherweise genügt das, um den Tenor eines Caruso in alle Zukunft hinüber zu retten, da die Menschen des 120. Jahrhunderts unzweifelhaft noch bessere Mittel haben dürften, Lautbilder aufzubewahren, als wir. —

Es ist nicht ohne Reiz, sich auszudenken, wie ein fernes Geschlecht das Bild unserer gegenwärtigen Kultur wird überliefert erhalten. Nehmen wir an — diese Möglichkeit ist ja leider durch die Entwicklung der letzten Jahre in konkrete Nähe gerückt — Europa und damit vielleicht die ganze zivilisierte Welt werde durch ein Kriegs- und Seuchenjahrhundert verheert und junge Barbarenwölter richten einst auf den Trümmern der alten eine neue Kultur auf. Welche Schätze von Hilfsmitteln würden da der Ruinenhütt der Weltstädte, der Grund der Meere und Weinberge, der Schlamm der Meere und Seen den Archäologen jener entlegenen Kultur bieten zur Rekonstruktion der Vergangenheit! Denken wir uns nur aus, was wir von den alten Babylonien alles wissen könnten, wenn wir aus dem mesopotamischen Wüstenlande nicht nur Tontafelbibliotheken, sondern ganze Bildergalerien und Kupferstichsammlungen, in staub- und feuchtigkeitsfestsichern Safes eingeschlossen, herausgraben könnten!



Ein Teil des Stimmenmuseums an der Preussischen Staatsbibliothek.
Die Lautplatten haben nach dem Gutachten erster Chemiker eine Lebensdauer von etwa 10,000 Jahren.



Professor Wilhelm Doegen bei einer Lautaufnahme.
Der Sprecher spricht in einen nach bestimmten gejagten gebauten Holztrichter.

Wenn da ein ganzes Filmmuseum zum Vortheil käme, das abgerollt werden könnte! Und denken wir uns ferner, daß die erst heute ausgedachte Idee eines Lautmuseums schon zur Zeit des Hammurabi verwirklicht worden wäre. Da könnten wir jetzt im „Gotthard“ oder „Metropol“ einer Gerichtssitzung des großen babylonischen Gesetzgebers oder einem Opferfest zu Ehren des Gottes Bal oder einer Huldigungsszene beim König Sanherib oder dem Triumphzug des Judenbesiegers Nebukatnezar beiwohnen. Ja mehr noch: wir könnten die Stimmen jener Herrscher vernehmen, ihre Reden mitanhören (auf der Leinwand übersetzt); wir hörten das Flehen der armen Opfer, das Gebetmurmeln der Priester, den Schall der Tüben und Hörner, das Jubelgeschrei der Volksmenge, das Braufen und Branden der Millionenstadt Babylon. Wahrlich, die heutige Geschichtsforschung hätte es leichter, Erkenntnis zu pflanzen. Ein schönes Stück Gelehrtenfleiß könnte so auf näherliegende praktische Ziele gerichtet werden.

Es sei dahingestellt, ob in der heutigen Menschheit der Wille, sich den künftigen Geschlechtern kund zu geben, ebenso stark sei wie in den Pharaonen und Assyrierkönigen, die Steinberge türmen ließen als Zeugnisse ihrer Taten. Auf alle Fälle hat sie dazu in weitergehendem Maße die Mittel in der Hand als jene Willenshelden. Indessen sind es sicher eher praktische als idealistische Motive, die den Berliner Professor Wilhelm Doegen dazu führten, sein Lautmuseum anzulegen.

Wie man aus den Illustrationen dieses Aufsatzes ersehen kann, handelt es sich bei diesem Lautmuseum um eine Sammlung von phonographischen Originalplatten, die sorgfältig registriert und in besonders dazu eingerichteten Schränken aufbewahrt werden. Professor Doegen kam durch den Krieg, der in den deutschen Gefangenengütern schier ungezählte Völkersprachen und Idiome versammelte, auf den Gedanken, den Phonographen zur lautlichen Sprachfixierung zu benutzen. Er konstruierte einen eigens zur naturgetreuen Lautaufnahme eingerichteten Sprachapparat mit zwei Trichtern, einem metallenen zur Verstärkung der Vokale und einem hölzernen zur Verstärkung der Konsonanten. Damit ließ er

zunächst, unter Mitwirkung einer großen Reihe von Fachkollegen, einen bestimmten Text in nicht weniger als 215 verschiedenen Sprachen und Dialekten auf die Schallplatte sprechen. Die so gewonnenen Sprachdokumente enthalten alle Elemente der lebendigen, gesprochenen Sprache: Tonfall, Wort- und Satzmelodie, Rhythmus und Dynamik, Elemente, die keine phonetische Schrift treu genug wiederzugeben vermag. Dem Originalvertrag gegenüber haben diese phonographischen Aufnahmen den Vorteil einer unbegrenzten Wiederholungsmöglichkeit voraus. Dieser Vorteil wird noch erhöht durch den von Professor Doegen erfundenen Lauthalter, der dauernde Einstellung auf jede beliebige Stelle der Platte gestattet.

Doegens Lautmuseum ist heute der Preußischen Staatsbibliothek angegliedert. Sie ist inzwischen ausgebaut und durch manch berühmtes „Lautporträt“ bereichert worden. Man kann sich in einem Sprachraum beliebig die eine oder andere Platte vorführen lassen; kann sich serbische Volkslieder vorsingen oder ungarische Zigeunermusik vorgeigen lassen, kann einen Text in jiddisch, estnisch, litauisch, lettisch, armenisch, georgisch, tatarisch usw. hören, aber auch den kriegerischen Worten eines Hindenburg lauschen oder einer Friedensrede Rabindranath Tagores, in formvollendetem Englisch gehalten und ausklingend in ein klangvolles Sanskritzitat.

Daher diese Platten für die Sprachforschung von unschätzbarem Werte sind, liegt auf der Hand. Die deutsche Wissenschaft hat da wieder einmal einer künstlichen wissenschaftlichen Entwicklung vorgearbeitet, indem sie beispielsweise die russische Sprache mit ihren Dialekten ausgiebig durchgenommen hat, was das Studium dieser Sprache in den Schulen erleichtert; bei einer künstlichen Orientierung der deutschen Politik könnte diese Tatsache weittragende Bedeutung bekommen.

Aber nicht nur die phonetische Sprachforschung, auch die Völkerkunde, die Kulturgeschichte und die Religionswissenschaft wird durch das Lautmuseum wirksam gefördert werden; denn die Sammlung von Erzählungen, Märchen, Arbeits- und Gesellschaftsliedern, Rätseln und Sprichworten, Hochzeits- und Begräbnisriten wird stetig vermehrt.

Daher das Lautmuseum auch dem Musiker ein reiches Studienmaterial zur Verfügung stellen soll, liegt selbstverständlich in der Aufgabe der Leitung. Auch die Zoologie, die Physik und die Medizin werden ihre Ansprüche an das Museum geltend machen dürfen.

Der Gedanke Professor Doegens hat in der ganzen Welt begeisterte Aufnahme gefunden. Es werden Lautbildsammlungen in allen Kulturländern entstehen und ein lebhafter Tauschverkehr, der sich auch auf private Kreise ausdehnen wird, wird einsehen und der Industrie und dem Handel weite Verdienstperspektiven öffnen. Es dürfte, diese Entwicklung vorausgesetzt, die Zeit nicht mehr ferne sein, da jede „bessere“ Familie eine Lautbildbibliothek besitzt, die für alle Anlässe und Bedürfnisse den nötigen belehrenden oder unterhaltenden „Hörstoff“ zur Verfügung stellt. Inwieweit alsdann Edisons Erfindung unsere Kultur nicht nur registriert, sondern auch mitbestimmt, das mag sich jeder Leser selber ausdenken.

Es Roseblettli.

Von Hans Zulliger.

Verwiche bin i umen es Mal zum alte Ruehn gho.

Er isch mer e liebe, liebe Ma, un i mueß es säge, eine vo de liebschte Möntsche, wo-n-i myr Läbtig afe ha lehre lenne.

Aer het mi synerznt gha as ganz chly, wo Batter u Mueter no i der Fabrygge gschaffet hei u mi nid eleini hei chönne deheime ha. Da isch der alt Ruehn my zweit Batter worde, un i ha's nie schöner gha, weder bi ihm. Am Blaubärg het er s's Hus gha, z'mitts i re Hoschtert

inn. Der Guurgrauechboum mit em schreege Stamm steit no dert, wo-n-i scho as chlyne Hosebueb bi uechegogeret, u mi dessitwäge gmeint ha wie ne Chünig. Hingäge ds Gryttli u ds Mösi, die beede Saanegeißli, wo-n-i albe ha ghüetet, die het er nümm. Sie überschüpfen allwág jizt fener Buebe meh, wie sie mi mängisch i ds Gras pängglet hei, bis i zum Batter Ruehn bi ga gränne. Aer isch überoben im Hus ime ne chlynen Atelie am Pfäischter ghocet u het g'ührlet. De het er ds Hämmerli abgleit u der Lup uf d'Stirne gtrichen u mi uf d'Schoök gno.

„Hei di aber d'Geiße plaaget, Hansi. Weli isch es g'si? Gwüs' ume ds Mösi, das isch so ne bösi Gybel!“

De het er mer d'Haar gtrichlet u mer ds Wasser us den Ouge gwüscht.

„Gang du lieber e chly ga schnouse!“ het er mer de gseit un uf enen alti, grozi Gurnode zeigt, wo hinger i der Stube g'stangen isch. „Weder leg de umen alles guet därrne, süssch balget de ds Müeti, we's heichunnt. U das Druckli, wo verbungen im Egge steit, lahst mer de schön sy, gäll!“

Da han i mi de nid zwuri la heizte. Hinger die ungerschi Schublade han i dörfe. Dert sy Drude voll Redeli u Schrüberli, Teile vo Wederen u großen u chlynen Uhre, Hämmerli u Schrubziejerli un allerlei angere Wäschzüggli g'si. Das hani vüre gnußhet u mi halb Tage lang dranne chörne verwylle. Da sy Hüser boue worden u Charrli gmacht, teel Stückli het me chönnen uffzieh u la tschädere, angeri het me chönnen usenangere näh un ume zämeschze. U wenn i de öppre nümmre gwüscht ha wie, bin i em Batter Ruehn uf d'Chneu għlätteret.

„Lue Batter, da das Dings wott nümmen yche passe!“

De het er glachet u mer ghulse.

„So, du Bersuumgueg, da wär die Sach umen im Greis!“

Nachär het er öppre syne Karnaari, wo oben am Pfäischter het s's Chräckli gha, e chly pfüsserlet u grüest, bis es het afa liede, un isch mit Wärche wnters għafre.

Un a de Tage, wo-n-er nid grad der Huuffen Arbit het gha, isch er mit mer i d'Alare ga fische. Da sy mer unger de große Wndestude ghocet u hei den Eali u de Férndli gluusjet, un em Abe han i die għangnige Fisħ dörfern ame ne Wndegħabeli heitrag. Das isch my Stolz g'si. Der Batter Ruehn het drum ds Rueteħiħi verstante, wie nid grad eine, u mynner Għabeli sy nie lääri g'si.

Mängisch het er de ou furt müesse, uf d'Stōr. Deppen i d'Herrschäftshüser nħen i d'Stadt, vo wägen er het ds Urimachere nid minger guet chönnen as ds Fisħ, un es het Lüt gä, wo ihrer verheite Regulatoren u Stoduhren umen em Ruehn Aernsħt hei i d'Häg gä.

De bin i de mit der Mueter Ruehn eleini g'si. Ihrer Ching si dennzemale scho ueche g'si un i der Wäldt usse. I ha d'Mueter ou gärm għadha. Weder är isch mer lieber g'si, wil i mit ihm öppre ha vo Hus chöinne. Syng ga spazieren oder ga fisħiħ oder ga schwimmele, oder de Lüte die umegħachten Uhre ga umēbringe.

Speter, wo mynner Lüt du i d'Stadt züglet sy u d'Mueter nümmet het i d'Fabrygge brucht, bin i wnt vom Batter Ruehns Heimet ewägg cho. I bi öppre no zue-n-ihm z'Wysente, d'Iahr sy gange, i bi us der Schuel cho, ne groze Għstabli worden un i d'Wäldt usse, un es het Zinti gä, wo-n-i die schone Summere bim Batter Ruehn schier ha vergħasse. Weder wo-n-es mi du ume het nechher heizue għslage, han i mi a Batter Ruehn bsunne, i han ihm öppre ne gueti Flasħa Burgunder għraġmet, dä han er guet bħże, u gange no jizze bin u wider zue-n-ihm.

U so äben ou da letsħiħin es Mal.

Er ührlet jizze nümm. Syner Ouge sy z'weni guet. Sie tħix-n-ihm weħ, wenn er z'lang muek sharpf luege. Un er het i junge Jahre gwärhet gnue un oppis uf d'Synta für syner alte Tage.

Hingäge für eso näbezueħe chly z'pūrle geit's scho no. Er het es Chueli u zwo Geiße, u mesħtet es njeħders Jahr